



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

?: An Herrn Professor Wilhelm Scherer : von einem Alten aus der "Stillen
Gemeinde".

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

geschleudert werden konnten, und wie es möglich war, daß aus dieser wüsten Aufregung die Frucht eines gebesserten Lebens sich entwickeln konnte. Aber man muß wissen, daß die Bauern des „fernen Westens“ von damals so leicht zu entzünden waren wie Zunder, daß sie sich nichts lange überlegten, daß sie zu den meisten ihrer Entschlüsse durch ansteckende Aufregung und Begeisterung bewogen wurden. Und nie verstand sich eine Menschenklasse besser auf aufregende und begeisternde Rede als die alten Wanderprediger des Westens. Die einfachen Jäger und Waldbauern, denen sie predigten, hatten den unbedingtesten Glauben an das Unsichtbare, Jenseitige. Der Tag des Gerichts, das Elend der Gottlosen in der Verdammniß und die Seligkeit der Gerechtfundenen waren ihrem Begriffsvermögen so wirklich, so substantziell, so greifbar wie nur irgend etwas im Leben dieser Welt. Die Schrecklichkeit der indianischen Kriegsführung mit ihren Scheiterhaufen und Marterpfählen, die Unbarmherzigkeit ihrer eignen Rachgier, das plötzliche Lynchen, die entseßliche Verworfenheit der in den Wald geflüchteten Verbrecher und die Rücksichtslosigkeit der Böbelrotten, die sie als „Regulatoren“ verfolgten, waren ein Grund und Boden, auf dem sich die grobsinnlichste Vorstellung von der Hölle und die buchstäblichste Auffassung des jüngsten Gerichts aufbauten. Nach diesen Vorstellungen und Auffassungen aber gestalteten sich bei ihnen Reue, Buße und Besserung zu einem Prozeß von wildester Gewaltthat, der jetzt wie ein dämonisches Wunder erscheint.

An Herrn Professor Wilhelm Scherer.

Von einem Alten aus der „Stillen Gemeinde“.

Der Deutsche entbehrt manches, was andern Völkern zu erlangen leicht gemacht wurde. Aber er hat doch auch manches, um das uns alle beneiden müssen. Unsr klassische Dichtung fällt in eine Epoche hoher intellektueller Kultur. Vorzüge und Mängel derselben hängen an diesem Umstande. Wir heutigen aber haben jedenfalls den Vortheil, daß die klassische Zeit nahe genug liegt, uns die Quellen ihrer Auffassung und Empfindung noch durchaus verstehen zu lassen. Dazu kommt der unschätzbare Vorzug, daß wir die vollendetste Poesie in der vollendetsten Musik besitzen, den edelsten Inhalt in verdoppelter Sprache. Goethe's Lieder komponirt von Franz Schubert — wo gäbe es etwas Aehnliches? Schöne Gedichte gibt es anderwärts und schöne Melodien

auch, schöne Weisen aber zu schönen Liedern sonst nur im Volksgefange. Feinheit und Adel der Empfindung, Humor und Leidenschaft, tiefe Bewegung und vornehme Haltung, Mannigfaltigkeit und Harmonie der Stimmung, alles, was nur die Kunstpoesie erreicht, was Goethe's Einzigkeit unter den Lyrikern ausmacht, wohin der Volksgesang nicht folgen könnte, das hat mit den Mitteln einer auf dem höchsten Gipfel angelangten musikalischen Kunst Franz Schubert dem größten Lyriker nachgeschaffen. Er hat ihn verstanden, wie wir alle noch heute es nicht vermocht hätten, er hat ihm öfters erst die unzweifelhafte Deutlichkeit der Sprache gegeben, er hat ihn zuweilen übertroffen und ist ihm sonst zur Seite geblieben. Bei mancher Perle Goethischer Dichtung, die zur musikalischen Fassung einlädt, ja ihrer bedarf, und auf die Schubert's Blick nicht gefallen, oder zu deren Komposition ihn der frühe Tod nicht gelangen ließ, habe ich mir zuweilen gesagt, daß wir den wahren Ton für sie wohl niemals hören werden, daß dieser Verlust zu den unwiderbringlichen gehört, die der Träger jeder Gabe, welche nur einmal verliehen wird, bei seinem Abschiede mit hinwegnimmt.

Bei dieser Begegnung der beiden einzigen Sänger fehlt aber auch, wie sich's eben auf Erden fügt, ein Unverständniß nicht. Einmal hat der Sänger den Dichter nicht verstanden, und merkwürdig, bei einem der schönsten Lieder nicht. Aber wenn dieser Sänger den Tribut des Irdischen damit entrichtete, daß er das einmal Vollkommene nicht fand, so war er doch vor dem gemeinen Irrthum geschützt. Er verstand das Lied nicht, wenigstens nicht ganz, das ihn wie uns alle anzog; er warf das Unverständliche hinaus, hatte nunmehr ein verständliches Gedicht vor sich und schrieb eine Weise dazu, wie sie zu dem nunmehrigen Gedichte paßte.

Hier, wo er das Höchste nicht fand, zeigt uns der Sänger, wieviel weiser er ist als wir, die wir uns einbilden, das Gedicht zu verstehen. Er wußte, daß er das Gedicht nicht verstand, und machte es sich so weit verständlich, um es singen zu können; freilich führte das zu einer Amputation. Wir lesen das Gedicht, bewundern es, lassen es uns nach neuester Mode durch zwei angefichts des Mondes sich umschlungen haltende Züngle „illustriren“ und wissen nicht, daß wir es nicht verstehen.

Ich spreche von dem weltbekannten „Füllest wieder Busch und Thal“. Wir bewundern es, ja! Wir lieben es. Wir wollen sonst nichts von Mondscheineliedern wissen, weder vorgoethischen noch nachgoethischen; dieses aber lassen wir gelten, so sind wir übereingekommen, und man darf annehmen, daß auch viel aufrichtiges Wohlgefallen an dieser Uebereinkunft Theil hat. Der Stimmung nach fassen wir das Lied als das schönste Exemplar derjenigen Gattung, deren Ton das mit Unrecht verspottete „Guter Mond, du gehst so stille“ so charakteri-

stisch angeschlagen hat. Wir nehmen diese Lieder und auch das Goethische als wehmüthige Erinnerungsbilder schöner Vergangenheit, die am Schluß eine Zuflucht der Resignation erblicken lassen. So hat auch Schubert das Goethische Lied komponirt; seine Weise ähnelt der des „Guter Mond, du gehst so stille“ ungefähr so, wie das Goethische Gedicht nach dem allgemeinen Verständniß jenem Liede gleicht. Aber mit dem Takt, der dem allgemeinen Verständniß fehlt, hat Schubert die drei Strophen „Ich besaß es doch einmal“, „Rausche, Fluß, das Thal entlang“ und „Wenn du in der Winternacht“ ausgeschieden. Läßt man diese drei Strophen hinweg, so verwandelt sich das Gedicht in die reine Mondschein-Olegie und kann nach einer einfachen Weise gesungen werden. Schubert hat eine Melodie für acht Zeilen gebildet, also für je zwei Strophen, die er dreimal wiederkehren läßt. Er läßt also singen Strophe 1 und 2, dann nach derselben Melodie 3 und 4, endlich ebenso 8 und 9. Warum ließ er die Strophen 5, 6 und 7 weg? Schwerlich, weil sie mit ihrem dramatischen Ausdruck den Fluß der Melodie unterbrochen hätten. Denn solche Ausrufungen musikalisch zu gestalten und wieder in die Melodie hinüberzuführen, dafür hatte Schubert die leichteste Hand. Aber der geniale Sänger hatte das Gefühl, daß diese Verse die Einheit des Gedichtes unheilbar zerrissen. In der zweiten Strophe erscheint ein Freund, der ebenso wie der Mond lindernd auf das Geschick des Dichters blickt. Dann wird der „liebe Fluß“ zunächst der Vertraute des Dichters, dann sein Helfer und Befreier: „Rausche, flüstre meinem Sang Melodien zu“. Und endlich läßt der Dichter diesen Freund wiederum im Stich und wendet sich zu einem dritten, den er am Busen hält, und mit dem er genießt, „was von Menschen nicht gewußt“ u. Drei Freunde — das ist des Guten zu viel. Die Einführung des dritten, welche das Gedicht anscheinend mit den Worten beginnt: „Selig, wer sich vor der Welt u.“ kann man lesend wohl hinnehmen, gedankenlos lesend, aber musikalisch läßt sie sich nicht gestalten. Man kann irgend welche Noten dazu finden, aber keine Schubert'schen, nicht die tiefe Sprache einer wahren Seelenbewegung, wahr nicht bloß im Sinne von aufrichtig, sondern wahr, wie es der Natur der Seele entspricht. Also warf Schubert den Fluß als Helfer und Befreier des Dichters aus dem Gedichte hinaus. — Warum mußte er so früh sterben? Er hat gar manches Gedicht zwei, drei Mal komponirt. Hätte er Zeit behalten, sich nochmals mit diesem Gedichte zu beschäftigen, so wäre ihm wohl nicht entgangen, daß, um dem Gedichte nicht die drei schönsten Strophen zu rauben und andererseits die Einheit desselben nicht zu zerpflücken, der Ausweg sich darbietet, unter dem Freunde, den der Dichter am Busen hält, keinen andern zu verstehen, als den Fluß; aus der freundschaftlichen Umarmung also ein bloßes Bild zu machen für die Gewalt des Dichters über den Strom, aus den letzten beiden Strophen

des Gedichtes den Triumphgesang des Genius, der aus dem mächtigen Rauschen des Flusses die Melodie des Sieges über die Leiden der Vergangenheit entnimmt.

Folgt man dieser Deutung, so wird das Gedicht einheitlich und verständlich, was es ohne dieselbe nicht ist. Denn die Flucht von der siegreichen Gemeinschaft mit dem Strome, die in den köstlichsten Bildern ausgedrückt ist, zu der sentimentalischen Umarmung eines Freundes von Fleisch und Bein bleibt ein Urding, eine Geschmacklosigkeit, läßt sich dem Dichter schlechterdings nicht zutrauen. Freilich ist das Bild der Umarmung für die Seelengemeinschaft mit dem Flusse sehr kühn, und außerdem klingt die Melodie der letzten beiden Strophen, ich meine die Sprachmelodie, mehr ahnungsvoll als triumphierend.

Aber wir wissen ja aus den Briefen an Frau v. Stein, aus welchem Anlaß das Gedicht entstanden ist; wir wissen, daß seine erste Gestalt eine völlig andere war, wissen, daß es die jetzige ungefähr elf Jahre nach der ersten Entstehung erhalten hat. Vielleicht hilft die Vergleichung der beiden Texte zum Verständniß des jetzigen Textes. Wir erinnern uns des Anlasses der Dichtung. Ein Fräulein v. Lasberg hatte am 16. Januar 1778 aus unglücklicher Liebe den Tod in den Wellen der Elm gesucht. Tags darauf, als Goethe mit dem Herzog sich auf dem Eise befand, wurde die Leiche der Unglücklichen gefunden und zuerst in die Wohnung der Frau v. Stein gebracht. Am folgenden Tage schrieb Goethe der Freundin: „Gute Nacht, Engel, schonen Sie sich und gehen nicht herunter. Diese einladende Trauer hat etwas gefährlich Anziehendes, wie das Wasser selbst; und der Abglanz der Sterne des Himmels, der aus beiden leuchtet, lockt uns.“ Bald darauf ist das Gedicht entstanden. Seine erste Gestalt war folgende:

Füllest wieder 's liebe Thal Still mit Nebelglanz, Lösest endlich auch einmal Meine Seele ganz.	Wenn in öder Winternacht Er vom Tode schwillt, Und bei Frühlings Lebenspracht An den Knospen quillt.
Breitest über mein Gesicht Lindernd deinen Blick Wie der Liebsten Auge mild Ueber mein Geschick.	Selig wer sich vor der Welt Ohne Haß verschließt, Einen Mann am Busen hält Und mit dem genießt,
Das du so beweglich kennst, Dieses Herz in Brand, Hallet ihr wie ein Gespenst An den Fluß gebannt,	Was dem Menschen unbewußt Oder wohl veracht, Durch das Labyrinth der Brust Wandelt in der Nacht."

Der Herausgeber der Briefe an Frau v. Stein findet in dem ersten Text eine „Doppelempfindung“, im zweiten den „reinsten und stetigsten Empfindungsgang“. Diejenigen, welche der Meinung sind, daß der erste Wurf immer der

beste sei, werden dagegen ihre Meinung gerade durch unsern Fall glänzend bestätigt finden. In dem ersten Gedichte ist alles klar, rein, stetig. Erst die Liebste, deren Blick lindert, die aber unerreichbar bleibt wie der Mond; dann der verführerische Dämon des Flusses, an welchen das Herz wie ein Gespenst gebannt ist, indem es der Todten hallet, was doch nichts anderes heißt, als daß dieser Tod die verführerische Gewalt des Flusses dem beweglichen Herzen des Dichters auf's tiefste eingeprägt hat. Drittens der Mann, an dessen Busen der Dichter flüchtet, weil die Liebste unnahbar, der Fluß lockend, aber gefährlich ist.

Das ist einer der köstlichen Ergüsse aus der Brust eines echten Dichters. Aber freilich konnte dieser Erguß nicht so bleiben, wenn er aus einer intimen Mittheilung in eine Gedichtsammlung für die Welt übergehen sollte. Elf Jahre später, im Jahre 1789, gestaltete der Dichter den Gefühlsausbruch von 1778 um. Die Erinnerung an die Lasberg mußte wegfallen, denn sie war in dem Gedichte so angedeutet, daß nur die Theilnehmer des Erlebnisses sie verstehen konnten. Erst aus den Abschriften der Goethischen Gedichte, die sich in Herder's Nachlaß fanden, kennen wir den richtigen Wortlaut dieser Andeutung, nämlich: „Hallet ihr (der Lasberg) wie ein Gespenst 2c.“ Der Wortlaut bei Schöll „haltet ihr“ gibt gar keinen Sinn; Schöll versucht einen hineinzulegen, macht aber wohlweislich ein Fragezeichen dazu. Diese Erinnerung mußte also wegfallen. Andernseits war 1789 Frau v. Stein nicht mehr die Liebste. An die Stelle der Liebsten trat also in der neuen Gestalt ein nicht weiter charakterisirter Freund. Aus der fernen Anbetung der Liebsten war eine schmerzlich süße Erinnerung geworden, und diese Erinnerung wird nun der Mittelpunkt des neuen Gedichtes. Als Uebergang zu ihr wird ein neuer Vers eingeschoben: „Jeden Nachklang fühlt mein Herz 2c.“ Darauf folgt die Erinnerung in Gestalt einer Klage an den Fluß. Dann aber kommt die Erhebung über die Erinnerung durch den Genius der Poesie, der den rauschenden Fluß aus dem Sinnbild der alles hinwegspülenden Zeit zum Träger der Melodien, d. h. hier der rhythmischen Formen, macht, in welche der Genius den schwellenden Reichtum schüttet: bald der Wildheit des Stromes in der Winternacht, bald der Lebenspracht des Frühlings gleichend, der sich von dem Thau des Stromes nährt. Von diesem Freunde in die Arme eines dritten zu fliehen, wäre höchst unnütz, schwächlich und sentimental. Vielmehr ist der Strom der Freund, mit dem der Dichter genießt, was „durch das Labyrinth der Brust wandelt in der Nacht“. Diese Freiheit des Genius, diese Herrschaft über den Strom, diese Einsamkeit und dieser Genuß des Reichthums der eignen Brust ist die Seligkeit des Dichters. Die letzten beiden Strophen des Gedichtes in der neuen Gestalt sind die letzte Steigerung, bilden den Gipfel des Ganzen, aber sie sind nicht

Grenzboten III. 1879.

ein sentimentalere Abfall. Im ersten Gedichte war der Sinn ein ganz anderer, nämlich vor der Verführung des Dämons, vor der Unnahbarkeit der Geliebten, die unwillkürlich zu dem Dämon trieb, die Flucht in die Arme des Mannes. Dies war ein fester, resignirter Schluß, aus dem im neuen Gedichte ein Triumph geworden ist und werden mußte, nachdem aus dem verführerischen Dämon ein köstlicher Freund geworden war.

Aber wenn wir das Gedicht jetzt im Gegensatz zu der früheren, in organischen Kontrasten stetigen Gestalt als ein sich ebenmäßig steigerndes begreifen, so begreifen wir es zunächst nur so. Um es auch so zu empfinden, fehlt dem jetzigen Gedichte die sinnliche Deutlichkeit. Hier könnte der Sänger den Dichter ergänzen, wenn er noch lebte. Aber wer soll nun dieses Gedicht komponiren, das, wenn einmal auf eine sich einfach zurückschlingende Melodie verzichtet werden muß, um den dramatisch eingekleideten Fortgang, um die starke Steigerung des Schlusses auszudrücken, sofort eine Mannigfaltigkeit von Stimmungspartikeln aufzeigt, die nun alle ihren eignen musikalischen Ausdruck haben wollen? Indes, man kann so komponiren und dabei doch nicht blos deklamatorisch, sondern zugleich schön und melodisch und thematisch einheitlich sein, wenn man nämlich Franz Schubert ist. Schubert hat Goethische Lieder oft genug so komponirt; es sei hier nur an das „Was zieht mir das Herz so“ erinnert. Aber wer soll das „Füllest wieder Busch und Thal“ komponiren, wie es Franz Schubert komponirt hätte, wenn ihm erst der Sinn des Gedichtes aufgegangen wäre?

Und nun wird es Zeit, Ihnen zu sagen, hochgeehrter Herr Professor, warum eigentlich dieser Brief an Sie gerichtet worden. Im Eingang sprach ich davon, wie gut das Schicksal in manchen Stücken es mit den Deutschen gemeint hat. Bei Ihnen fällt mir ein, daß es zuweilen doch auch die Individuen recht gut behandelt. Zu allem Guten, das Ihnen eigen, auch einen Mund, der Schubert'sche Lieder singt! Denn ein solcher Mund ist sehr selten, wenn man nämlich nicht zufrieden ist, diese Lieder so zu hören, wie man sie überall hören kann, und wie sie Vielen immer noch so gefällig klingen mögen wie vieles Andere. Diese Lieder aber als das hören zu können, was sie sind, und so sie alle Tage hören zu können, dazu muß man schon ein Auserwählter sein. Mir ist es ähnlich gut ergangen schon eine Anzahl Jahre und geht mir noch so. Nun wollte ich Ihnen sagen, wie sehr ich Ihnen unter vielem Guten auch dieses Gute gönne — als ich die Ausführung eines unserer modernen Pessimisten las, worin Goethe's Wort, er könne sich mit jedem Laster der Hölle denken, nur nicht mit dem des Neides, mit einer Art von Entrüstung bezweifelt wird. Sie aber glauben an neidlose Naturen, weil Sie zu ihnen gehören. So werden Sie sich freuen, wenn ich Ihnen sage, daß ich zur Zeit

etwas vor Ihnen voraus habe. Denn außer dem Mund voll Schubert'scher Lieder hat mir das Schicksal — zuweilen erfüllt es Einem ja gerade von Lieb-
lingswünschen recht schöne — einen Mund erweckt, die Lieder zu singen, die
Schubert noch nicht gesungen hat. Auch das „Füllest wieder Busch und Thal“
nach der Auffassung, die ich eben dargelegt. Vernachlässigen Sie den Alten
nicht, so soll Ihnen die Bekanntschaft des Liedes werden. ?

Literatur.

Die Kraft. Eine real-monistische Weltanschauung. Von J. G. Vogt. Erstes Buch.
Die Kontraktionsenergie, die lezturächliche, einheitliche, mechanische Wirkungsform des
Weltsubstrates. Leipzig, Haupt & Tischer, 1878.

Die Grundlage der in diesem Werke entwickelten Naturphilosophie ist die
Annahme einer Kraftsubstanz, die gleichsam als das Ding an sich die lezt-
instanzliche Ursache alles Geschehenen bildet. Das Wesen dieser Kraft oder
Substanz zu ergründen, ist unmöglich, sie ist gewissermaßen ein formeller
Begriff; aber ihre mechanische Wirkungsform zu erkennen, muß Aufgabe der
Spekulation sein. Natürlich kann nur diejenige Mechanik unsere Erkenntniß
befriedigen, welche die Bürgschaft für den ewigen Kreisprozeß der Welt in sich
trägt. Darum wird die Kraftsubstanz als räumlich und zeitlich unbegrenzt
angenommen und nur mit einer einzigen, überall gleichen und unabänderlichen
Wirkungsform, dem Verdichtungsbestreben, belegt. Durch die Verdichtung ent-
stehen unendlich kleine, unter sich absolut gleiche Verdichtungscentren, die das
Bestreben sich zu verdichten haben, aber durch die Spannung der Zwischen-
raums substanz stets wieder verdünnt werden, sodaß sie um eine mittlere Dichtigkeit
oder Intensität, da es sich ja um eine Kraftsubstanz handelt, stets hin und her
schwanken und damit ein ewiges Zerstörungsprinzip begründen. Von dieser mög-
lichst kurz skizzirten Grundidee aus konstruirt der Verfasser im vorliegenden Bande
die Hauptzüge seiner Naturphilosophie und sucht die Ursache der vorhandenen
kosmischen Ordnung, der Gravitation, des Chemismus, der Wärme u. abzu-
leiten. Gearbeitet hat jedenfalls an dem Buche einzig und allein die positive
Naturwissenschaft und die Logik; was man so gewöhnlich Philosophie zu nennen
pflegt, hat keinen Antheil daran, und das darf ja als ein beträchtlicher Fort-
schritt für derartige Spekulationen gelten, besonders den trostlosen Ausgeburten
der Phantasie gegenüber, welche seit den zwanziger Jahren als Naturphilo-